

Kirchenräume als Gedächtnis der Christenheit

1 Dreimal Dom zu Meißen

1. Mehrere Reisebusse haben ihre Touristenladungen am Meißner Domberg ausgestoßen. Erwachsene und Kinder drängen durch den sommerlichen Stadtlärm und stauen sich mit verschwitzten Fahrradtouristen vor dem Domportal. Der gotische Raum, den sie schließlich betreten, bildet in seiner Stille und architektonischen Kraft ein Gegenbild zu jener Welt, aus der sie kommen. Alles ist hier anders als draußen. Doch ehe dieser Kontrast sich zur Erfahrung verdichten kann und die Formensprache vernehmbar wird, blitzen bereits die ersten Kameras in die Gewölbe, müssen Eintrittskarten gekauft, Führungsgruppen geordnet und einige auf die Uhr schauende Besucher beschwichtigt werden, daß die Führung diesen Dom tatsächlich in 30 Minuten »schaffen« wird.

So bleiben denn auch dem Führungspersonal in der Vierung dieser Kirche vor jenem hölzernen Leseputl nur ein paar Augenblicke, um zu erklären, was ohnehin zu sehen ist: daß dieses Pult offenkundig noch aus romanischer Zeit stammt, man sich die geschnitzten Fratzenmasken und Pferdehufe der vier Eichenholzstützen, auf denen das Leseputl ruht, eindeutig nicht erklären kann und man das ganze wohl mit dem Dämonenglauben der Menschen damals in Verbindung bringen müsse. Im übrigen sei das Pultoberteil erst später auf die vier Eichenbeine aufmontiert worden, was jeder ja wohl an den Stilunterschieden sähe. »Und jetzt wenden wir uns zum Lettneraltar, der 1526 in der Werkstatt Lucas Cranachs entstand ...«

Nichts Falsches wird hier mitgeteilt. Die Führerin kann die in Dehios »Handbuch« und anderen kunsthistorischen Nachschlagewerken aufgelisteten Daten, Stilbegriffe und Namen zutreffend wiedergeben und erwirbt sich durch derartiges Faktenwissen Ansehen bei Teilnehmerinnen und Teilnehmern der Führung. Sie gibt auch zu verstehen, daß man für dies alles eigentlich mehr Zeit brauchte, jedoch die nächste Führungsgruppe bereits warte. Deshalb wagt auch kaum jemand, auf ihr Angebot einzugehen, Fragen zu stellen und eigene Eindrücke zu schildern. Die Führerin ist selbst in eine Struktur eingebunden, aus der sie sich nicht befreien kann. Sie wählt un-

ter den Jahresdaten aus. Rasch nennt sie die Meterangaben des Kirchenraums, die Zahl der Orgelpfeifen und die Orgelbaufirma. Und auf die Frage, ob diese Kirche denn »noch arbeite«, antwortet sie nachdrücklich, daß hier auch Gottesdienste und Kirchenmusiken stattfinden. So beschränkt sie sich auf das Nötigste. Aber was ist das hier Nötigste?

Wo nahezu allen die Formen und Inhalte dieses sächsischen Doms fremd sind – in Ostdeutschland zumal –, stellt sich die Frage, wie das zeitlich und inhaltlich Ferne existentielle Nähe erhält und die Formen das in ihnen Verdichtete aus sich entlassen können. Wo Zeitangebote für die Fremdsprache ferner Zeiten nötig wären, damit die Formen verstanden und es zu schöpferischen Begegnungen kommen kann, entsteht im voyeuristischen Schnelldurchgang die Gefahr, daß statt innovatorischer Auseinandersetzungen und Aneignungen lediglich ein »Daten-Friedhof« tot-richtiger Informationen zustande kommt.

Angesichts durchzuschleusender Touristenströme empfindet das Führungspersonal der bekannten Dome, Stadt- und Klosterkirchen offensichtlich einen Handlungszwang, der es kaum möglich macht, didaktische Kriterien für die Aneignung dieser Räume auszuarbeiten und sich ihnen zu stellen. Dadurch wird weitgehend auch verhindert, alternative Angebote vorzusehen, die – sofern man meint, sich dem Erwartungsdruck nach Schnelldurchgangsinformationen nicht entziehen zu können – dem Wesen dieser Räume als gebauter Gottes- und Gottesdienst Erfahrung gerechter wird. Dieses Dilemma wird zumindest ansatzweise aufgebrochen, wo man – wie in Meissen und anderswo – den Versuch unternimmt, den monologischen Erklärstil punktuell aufzugeben, meditative »Inseln« und dialogische Elemente einzubauen und zum freien Verweilen einzuladen.

2. Eine Kindergruppe im frühen Schulalter steht an jenem 800-jährigen Eichenholz-Lesepult im Meißner Dom. Der Führerin ist offenkundig bewußt, daß viele dieser Kinder noch nie in einer Kirche waren und Jahreszahlen und Stilbegriffe zur Erschließung dieses den Kindern fremden Gegenstandes nichts beitragen können. Deshalb beschreibt sie die Aufgabe, die ein Lesepult in gottesdienstlichen Zusammenhängen zu erfüllen hat. Sie läßt – und dies bereits zeigt ihre katechetische Befähigung – die Kinder das große Buch mit den biblischen Lesungen anfassen und herumreichen. Sie erzählt davon, daß in der Kirche die biblische Verkündigung im Mittelpunkt stehe und dies im Lesepult für das verlesene und in der Kanzel für das gepredigte Bibelwort seinen Ausdruck finde. Dieses Pult sei schon viele hundert Jahre alt, was beweise, daß die Kirche schon immer nicht durch menschliche Meinung und Willkür, sondern durch die Bibelbotschaft bestimmt sei. Und weil dies die Men-

schen bereits vor 800 Jahren wußten und sie wollten, daß dies immer so bleibt, hätten sie dieses Leseput aus dauerhaften Eichenstämmen geschnitzt und reich verziert. Der kostbare Holz-Gegenstand weise auf den kostbaren Inhalt des Buches hin ...

Dieses katechetische Erklärmodell steht im Gegensatz zu jenem eingangs geschilderten lexikalischen Führungsbeispiel und ist insofern eine Alternative, als es die Gegenstände des Kirchenraums von ihrer (liturgischen) Funktion her verdeutlicht und dabei auf die Sache von Kirche generell verweist. Zumindest ansatzweise könnte hierbei erkannt werden, daß es sich bei Kirchenräumen um Spuren gottesdienstlicher Situationen handelt und jeder Umgang mit diesen Räumen »ein Umgang mit durch Gotteserfahrungen geheiligten Texten«¹ ist. Am exemplarischen Beispiel »Leseput« wird Inhaltliches erklärt und gezeigt, warum und wozu derartige Dome einst gebaut wurden und noch heute gebraucht werden. Kirche legt sich aus durch das, was in ihr zu sehen ist. Besonders in gesellschaftlichen Situationen, in denen sie in dem, was für sie fundamentale Bedeutung besitzt, unbekannt, umstritten oder marginal wurde, leuchtet eine derartige Herangehensweise ein.

Dennoch sind auch hier – besonders seitens der Kunstpädagogik – Rückfragen nicht zu unterdrücken. Auch in diesem Beispiel wird erklärt, mitgeteilt und erläutert, ohne daß Kinder selbst Seh-Zeit erhalten, zu Wort kommen und zunächst ihre Eindrücke mitteilen können. Anstatt Sehhilfen anzubieten, erhalten die Kinder Mitteilungen, was sie nach Meinung der Erklärerin sehen sollten. Die Funktion des Leseputles wird dabei lediglich beschrieben, aber nicht erlebt. Das im ersten Meißner Beispiel skizzierte Dilemma der herkömmlichen Kirchenführungen ist hier zwar durch inhaltliche Akzentveränderung gemildert, aber nicht überwunden: Die Führerin steht – im buchstäblichen wie übertragenen Sinn – vor dem Bildwerk. Ihre Sprache gerät in Konkurrenz zur lautlosen Sprache des Gegenstandes, zum »Eigensinn der Dinge«, auch wenn sie meint, lediglich deren Stimmverstärkerin zu sein. Dadurch dient das Leseput lediglich als Transportmittel für theologische Inhalte und wird kaum mehr in seiner spezifischen Eigenform wahrgenommen. Die Fratzenmasken und Pferdehufe der vier Pultständer sind bloßes archaisches Schmuckwerk, das auf die Kostbarkeit biblischer Texte verweisen soll. Muß der Vorwurf R. Volps zum Umgang der Kirche mit Kunst möglicherweise auch hier nachdenklich stimmen: »Die Kirche hat die Kunst kastriert: Die Ideologie, Kunst sei nur ›Dienerin‹ der Predigt, bietet nach wie vor den Vorwand zur Vereinnah-

1 R. Volp, Kirchenbau und Kirchenraum, in: H.-Chr. Schmidt-Lauber und K.-H. Bieritz (Hg.), Handbuch der Liturgik, Leipzig/Göttingen 1995, 490.

mung: Bilder oder Musik dienen zur Illustration von schon zuvor festen Bedeutungen.«² Anstatt der Form zu vertrauen und die Kinder dadurch zu eigenen Entdeckungen anzuregen, gerät die Führerin in jenen »Inhaltismus« (W. Jens), der rasch »zur Sache« kommen möchte und unterweisen will. Tatsächlich könnte diese Lesepult-Führung in fast jeder Kirche wiederholt werden, da in ihnen nahezu überall »verzierte« Lesepulte und Kanzeln stehen, auf denen Lektionare und Bibeln liegen.

3. Etwa 15 Kinder unterschiedlichen Alters sind der Einladung »Entdeckungen im Dom« gefolgt. Bei der Begrüßung am Meißner Domportal wird ihnen vorgeschlagen, angesichts der Fülle des hierfür Möglichen sich auf einen Gegenstand zu beschränken und es diesmal mit dem Lesepult zu versuchen. Sie lassen sich darauf ein und werden ermutigt, jenes Lesepult genau anzusehen, herumzugehen, sich hinzuhocken und das Eichenholz zu betasten. Über das Greifen wachsen das Begreifen und schließlich die Begriffe. Sofort finden die Maskenköpfe und Pferdehufe das Interesse der Kinder. Auf ihre Frage »Was ist das/warum ist das hier?« erhalten sie die Antwort, daß dies niemand genau wisse, da der Holzschnitzer vor 800 Jahren darüber keinen Bericht hinterlassen hätte. Man müsse deshalb solche Fragen wie ein Rätsel selbst zu lösen versuchen. Jetzt wurde überlegt, ob diese Masken die einstigen Domhandwerker darstellen sollen oder ob dies »die Mächtigen und Ausbeuter von damals« seien, die der Schnitzer verspotten wolle. Durch die Pferdehufe veranlaßt, meinte einer: »Die waren damals noch dumm und glaubten an den Teufel.« Eine, die zuvor offenbar die Wasserspeier am Außenbau wahrgenommen hatte, äußerte sich heftig zu den vielen Teufeln und wollte die Gruppe zu ihrer Entdeckung führen. Aber wieso Teufel in und an der Kirche – und »gibt es die überhaupt?« »Die sehen hier aber gequält aus, und sie müssen was tragen.« Jetzt erst wurde der Zusammenhang der Masken zum Lesepult mit der Bibel wahrgenommen, Märchen und Erlebnisse brachten die Kinder ein bei der Frage, ob es »sowas wie Teufel tatsächlich gibt«. »Dann sind Kirchen wohl gegen die Teufel gebaut worden?« »Die sind hier im Holz wie eingesperrt, und wir können sie sehen, angreifen und über sie lachen.« »Vieles, was schlimm ist, kann man nicht darstellen, da macht man dann eben so einen Teufel; das ist wie ein Zeichen.« Gegenwart kommt ins Gespräch. Schließlich werden große Papierblätter, Farben und Pinsel verteilt, und alle malen Teufeleien, die sie für wichtig halten. Im weiten

2 Ders., Der Umgang mit dem Fremden. Die Künste und die Lebenskunst, in: F.-H. Beyer u.a. (Hg.), Widersprechen und Widerstehen. Festschrift für E.R. Kiesow, Rostock 1991, 155.

Raum um das Leseputz entsteht eine Malwerkstatt. Endlich werden die Bilder an Rücklehnen von Stühlen rund um das Putz befestigt. Rundgänge erfolgen, manche äußern sich zu dem, was sie sehen oder selbst gemalt haben: Verhungernde in Afrika, Raketen und Panzer, Einsame, Kranke und Verängstigte, Rotkäppchen mit dem gefährlichen Wolf – und die romanischen Holzfratzen immer mit-tendrin. – Am Schluß wird eine Altarkerze herbeigeholt, vor dem Leseputz entzündet, die Bibel auf dem Putz aufgeschlagen und – während alle im Halbkreis ihre Bilder und das Putz umstehen, die alten und modernen Teufeleien im Blick – die Perikope von der Sturmstillung (Mk 4,35–41) langsam vorgelesen: »... Meister, fragst du nichts danach, daß wir verderben? ... Schweig und verstummel! ... Und es ward eine große Stille ... wie habt ihr denn keinen Glauben?« – Aus der Betrachtung alter Formen und der Auseinandersetzung damit entsteht Liturgie. Aus Form wird Form.

2 Gestaltete Vergangenheit in Museen und Kirchen

Erwachsene und Kinder, Reisegruppen, Schulklassen und Konfirmandengruppen besuchen Museen und Kirchen und tauchen dabei in eine Vergangenheit ein, die sich von ihrem Gegenwartsalltag kontrastreich unterscheidet. Solche Zeit-Reise ist nicht selbstverständlich und kann mißlingen. Zeitdiagnostisch zeigt sich dabei das Verhältnis von Vergangenheit und Gegenwart im Erleben des Subjekts auf scheinbar gegensätzliche Weise: Einerseits fällt auf: »Die moderne Verpflichtung zur überholenden Überbietung des jeweils Neuen zerreißt den Zusammenhang der Tradition. ... Die Gegenwart zieht sich zusammen. Sie schrumpft. ... Auf der Stufe höchster Beschleunigung verengt sich das Bewußtsein auf einen punkartigen Horizont.«³ Kollektive Sinnsymbole der Vergangenheit, wie sie sich in überlieferter Kunst und in der inhaltlich qualifizierten Zeit von Kirchenjahr-Überlieferung als gemeinsame Begehung im rhythmisierten Jahreslauf zeigen, sind subjektiver Wahlfreiheit, Erlebnisorientierung und einem Verfügenkönnen über Zeit gewichen. »Als Subjekte in der Hemisphäre des technischen Fortschritts haben wir vor allem zeitraffende und zeitstraffende Fähigkeiten erworben. ... Beherrschung der Zeit wird fast zu einem absoluten Wert.«⁴ Überantwortet so die Beschleunigung von Zeit in stets neuen punktuellen und lediglich subjektiv wichtigen Gegenwarten einerseits alles hierbei nicht (mehr) Brauchbare dem Vergessen oder musealen Archivierungen, gewinnen andererseits gerade jene deponierten Ver-

3 M. Parmentier, Der verkannte Zweck. Päd. Anmerkungen zur Krise des Museums, in: Neue Samml. 36 (1996) 1,49.

4 F. Steffensky, Zeit ist Leben, in: JRP 11 (1994), Neukirchen-Vluyn 1995, 99.

gangenheiten in der Gegenwart eine für viele erstaunliche Faszinationskraft. Museen z.B. sind offenkundig nicht lediglich Orte archivierter einstiger Gegenwarten und »Erbgräbnisse von Kunstwerken« (Th. Adorno), sondern – zumindest für spezifische Bevölkerungsmilieus – auch Erinnerungsorte und Zeugendienst für eigene Herkunft und zeitübergreifende Sinnzusammenhänge. Nostalgische Reliktbesessenheit und Fetischisierungen des Vergangenen sind hierbei nicht auszuschließen. Doch auch solche Beobachtungen dürften nicht der Vermutung widersprechen, daß das Individuum möglicherweise Ausschau nach authentischen Zeugnissen anderer Lebensgestaltungen und -inhalte hält – auch als Stachel gegen den verordneten Sinn durch repressive Ideologien oder die Macht des jeweils »letzten Schreies« in der Diktatur des Erlebnismarktes. Jener Museumsdirektor scheint das Besucherinteresse bei einer Mittelalterausstellung 1995 in Thüringen vereinfacht, aber vermutlich zutreffend beschrieben zu haben: »Es geht uns nicht um einen verliebten Blick auf die Vergangenheit, sondern um das Kennenlernen anderer Lebensmodelle.«⁵ Offenkundig benötigt die Gegenwart mehr, als sie selbst aus sich heraus zu liefern imstande ist. Wächst in der Konsumiergesellschaft möglicherweise das Bewußtsein, daß es im Leben »mehr als alles« geben muß und das Individuum sein zu verantwortendes Wohin sich hierbei seines Wohers – also vorgegebener Sinnüberlieferungen – zu vergewissern hat? Läßt sich möglicherweise auch so das seit den siebziger Jahren gewachsene öffentliche Interesse an Museen und Ausstellungen ferner Epochen erklären? Kann es sein, daß man in multikulturell werdender Situation Toleranz und Dialog »auch verfehlen kann, weil man nicht mehr weiß, wer man selber ist; weil man sich selber ständig schwimmt und weil die Lust am Schwimmen und das Leiden am Schwimmen gleich hoch sind? ... Dialog setzt voraus, daß Menschen sich ihrer selbst halbwegs gewiß sind; daß sie in vorläufiger Sicherheit sagen können, wer sie sind, was ihre Geschichte ist und was zu ihnen gehört.«⁶

Derartige Interpretationen wird man u.a. nicht ausschließen können, wenn nach Erklärungen für die hohen Besucherzahlen in Museen und Domen gesucht wird: In Westdeutschland zählte man 1975 in den 1800 Museen rund 22 Mill. Besucher, 1989 waren es im gleichen Gebiet in den inzwischen 2800 Museen 70 Mill. Besucher.⁷ Im

5 H. Fleischer (Rudolstadt), Ev. Pressedienst (epd)/Landesdienst Ost 1995/82 (12.10.1995), 10.

6 F. Steffensky, Die Gewißheit im Eigenen und die Wahrnehmung des Fremden, in: ru/Ökumen. Zeitschrift für den Religionsunterricht 1 (1997), 2f.

7 Vgl. K. Weschenfelder und W. Zacharias, Handbuch der Museumspädagogik. Orientierungen und Methoden für die Praxis, Düsseldorf 1992, 361ff. Spezifische Ausstellungen der DDR in dieser Zeit zeigten ein ähnliches Interesse und waren hier

vereinigten Deutschland ist 1996 von etwa 100 Mill. Museumsbesuchern auszugehen.⁸ Die Zahlentrends im Kirchentourismus dürften keineswegs niedriger anzusetzen sein, erfassen aber ein größeres Bevölkerungsspektrum als die Museen. Generelle Zahlenangaben zum Kirchentourismus sind nur begrenzt möglich, da zwischen Kirchenführungen, besucheroffenen Kirchen und Veranstaltungen im Kirchenraum statistisch kaum getrennt werden kann. Immerhin ist bei den bekannten deutschen Domen jährlich von sechsstelligen Besucherzahlen auszugehen. Die Kathedrale in Chartres verzeichnete in den achtziger Jahren etwa 2 Mill. Besucher jährlich.⁹

Steht auf dem Hintergrund einer sich hektisch beschleunigenden »Überbietung des jeweils Neusten« dieser Beobachtung jene ange-deutete Faszinationskraft von authentischen Zeugnissen der Vergangenheit gegenüber, bedürfen gerade deshalb solche Zeugnisse der Erschließung. Diese Zeugnisse sind weitgehend fremd gewordene Texte vergangenen Lebens und Lebenssinns, die dennoch zur Vorgeschichte unserer Biographie gehören, jedoch von uns kaum mehr gelesen werden können. Elementare Alphabetisierungen und Erschließungen als Leselern-Kunst erweisen sich als dringlich. »Das Präsentieren von Kunst allein bildet keine hinreichende Voraussetzung, um einem nicht vorgebildeten Betrachter das Kunstwerk zu erschließen. Bildergespräche mit Angehörigen unterschiedlicher sozialer Schichten haben gezeigt, daß wir Kunst weder »spontan« noch unmittelbar verstehen.«¹⁰ Kunstdidaktik und -pädagogik werden nötig, je weiter die heutige Sinnzuschreibung vom ursprünglichen Sinnzusammenhang entfernt ist und Verstehensbrücken weithin abgebrochen sind. Die Forderung, das Kunstwerk müsse für sich und aus sich selbst sprechen, besteht gegen schulmeisterliche Domestizierungen und Instrumentalisierungsversuche unterschiedlicher Art zu Recht. Sie übersieht aber häufig, daß bereits (museale) Präsentation von Kunst Interpretation und Inszenierung ist, die – im Idealfall – in den ursprünglichen Zeit- und Verstehenshorizont zurückführt und so eine hermeneutische Funktion erfüllt.

Die offenbar faszinierende, aber interpretationsbedürftige Fremdheit des Vergangenen erklärt so den beachtlichen Bedeutungszuwachs, den die Museumspädagogik in den letzten Jahrzehnten theoretisch und praktisch erhalten hat.¹¹ Aus den – keines-

oftmals eine inhaltliche Alternative zur gesellschaftlich dominanten SED-Parteidoktrin.

8 Nach Journal für Deutschland, Okt./Nov. 1996, 8.

9 Nach C. Marchi, Große Sünder – große Kathedralen, Wien u.a. 1989, 43.

10 J. Thinesse-Demel, Das Führungsgespräch im Kunstmuseum, in: H. Viereggs u.a. (Hg.), Museumspädagogik in neuer Sicht. Erwachsenenbildung im Museum, Bd. I, Baltmannsweiler 1994, 157.

11 »Die Museumspädagogik ist nicht von der Erziehungswissenschaft ins Leben gerufen worden, sondern »von selbst« entstanden, hervorgerufen von praktischen Erfordernissen.« U. Heiligenmann, Das Verhältnis der Pädagogik zu ihren Bereichen. Eine syst. Untersuchung am Beispiel der Museumspädagogik, Diss. Heidelberg 1986, Typoskript, 163.

wegs kinderfreundlichen – bildungsbürgertumorientierten »Vitrinenbewahranstalten« unserer Museen wurden so vielerorts offene Bildungseinrichtungen auch für Kinder, die in Form von Inszenierungen und schöpferischen Erkundungen an Vergangenheiten heranführen, ihre Zeugnisse aufschließen und diese so in heutige Orientierungs- und Identitätsfindungen einbeziehen. Ein erweitertes Museumsverständnis ließ Geschichtswerkstätten, oft in Zusammenarbeit mit Schulen, Dorf- und Stadtteilerkundungen und »Grabe-wo-du-stehst«-Bewegungen entstehen, die lokale Geschichte zugänglich und Gegenwart als gewordene Gegenwart verständlich machen.

Gelingt dieser kunstpädagogische Durchbruch vielfach in den besonders für Kinder und Jugendliche oft sterilen Parkett- und Vitrinenräumen unserer Museen und Gemäldegalerien, wo lautloses Schreiten und »Berühren verboten« den Besichtigungsstil prägen, wieviel leichter müßte es den christlichen Gemeinden fallen, ihre historisch gewachsenen Räume im buchstäblichen wie übertragenen Sinn aufzuschließen. Wenn schon von den Museen gesagt werden kann, sie seien »Orte von hoher Raum-Ästhetik und entfalten damit eine eigene Aura, die den Aufenthalt an diesem Ort zu einem eigenen Erlebnis werden läßt; das fördert und motiviert Lernen«¹², wieviel zutreffender dürften derartige Feststellungen für die meisten unserer Kirchenräume sein?

Um so mehr muß es verwundern, daß viele Kirchengemeinden ihre überkommenen Gebäude vorrangig als (denkmalpflegerisch zu erhaltende) Gehäuse für Predigten oder kirchenmusikalische Aufführungen ansehen – zu beurteilen nach Platzkapazitäten und Akustik – und zum Auslegen und Verstehen des Raumes wenig beitragen. Kirche als Sicht- und Seh-Raum muß sich der normativen Dominanz des Hörens fügen – obwohl es viel zu sehen gibt und der Raum oft nachhaltiger »predigt« als der Prediger auf der Kanzel. Gottesdienste und Andachten, die das in den Kirchen Sichtbare zum Sprechen bringen wollen¹³, sind selbst an Kirchweih-Festen selten, die an das Gebäude und seine unmittelbare Geschichte erinnern. Wo die Lesekunst der Formen nicht entwickelt ist und man der Botschaft von Stein, Holz, Glas und Farben nichts zuträut, verwundert es nicht, wenn den Landeskirchen außer Gottesdienst und Kirchenmusik keine weiteren Nutzungsmöglichkeiten für ihre überkommenen Bauten einfallen und bei fehlenden Erhaltungskosten schließlich der Mangel an Nutzungsphantasie lediglich zum raschen Verkauf mancher Kirchen rät.

Kaum eine Institution unserer Gesellschaft hat die Inhalte ihrer Überlieferung derart sichtbare Form und Gestaltung werden lassen wie die Kirche. Als genutzte Gebäude unterscheiden sie sich in

12 A. Heuser, *Anderes anders lernen. Neue Lernorte für den RU*, in: Kat. Bl. 121 (2/1996) 80.

13 Vgl. Versuche wie D. Tiedemann, S. 9-16 in diesem Band.

mehrfacher Hinsicht von den Museen – Unterschiede, die auch in didaktischer Hinsicht von Bedeutung sind:

– Museen sind Baugehäuse, in denen u.a. Relikte der Vergangenheit in historisierender Distanz zur Schau gestellt werden. Insofern sind sie mit Sacherklärungen versehene Betrachtungsorte. Kirchen jedoch sind Benutzungsorte, geronnene Spielräume des Glaubens, weil sich Liturgie und Ritus aus Symbol und Spiel entwickelt haben. Die Bauwerke »predigen« ihre Geschichte und zugleich den Sinn, der hierbei in ihnen zur Darstellung fand. Insofern sind Kirchen formgewordene Kommunikation und Orte sozialer und inhaltlicher Auseinandersetzung. In den permanenten Veränderungen des Raums durch die Jahrhunderte zeigt sich die kritische Kraft dieser Kommunikation, die weniger an Konservierung als an progressiver Erweiterung und zukunftsöffener Veränderung dieser Überlieferung interessiert ist. Sich heute diesen Bauten als Gemeinde verpflichtet zu wissen, bedeutet letztlich, sich ihrem zukunftsöffenen Verständnis von Gestaltungsgeschichte zu stellen und in ihrer Spur Fort-Schritte zu versuchen. Annahme dieser Überlieferung und »Heimkehr« erweisen sich so als Weitergehen.

– Das Museum erklärt Funktionsgegenstände der Vergangenheit zu Kunstobjekten und stellt sie aus. Der Kirchenraum beläßt das historisch Überkommene (zumeist) in seinem Funktionszusammenhang. Er will nicht voyeuristische Betrachtung, sondern ein Erschließen der Gegenstände und ihres Sinns durch Mitvollzug als Einstimmung. Beteiligung schafft hier Verstehen.

– Museen stellen Traditionsbruchstücke aus und kategorisieren, epochalisieren und katalogisieren sie nach wissenschaftlichen Ordnungskriterien. Kirchenräume sind dagegen weitgehend vom Ineinander verschiedenartiger Epochen und Aussageformen von Glaubensüberlieferungen geprägt, in denen unterschiedliche Generationen Mitgestaltungsrechte erhielten und so in der Biographie des Baus bis heute erkennbar sind. Die künstliche Rückführung des Kirchenraums auf eine vergangene Epoche aus Gründen der »Stilreinheit« als »Restaurierung« unter Eliminierung anderer Epochen und Aussageformen ist insofern ein historistisches Mißverständnis, das zudem dem Heiligen Geist als dem »creator spiritus«, zu dem sich die Gemeinde in jedem Gottesdienst bekennt, widerspricht.

3 Kirchen erschließen

In Jahrhunderten gewordene Kirchenräume erweisen sich in ihrem Reichtum an Formen und Farben, in Umbauten und Baunähten als das Gestalt gewordene Gedächtnis der Christenheit. Die Räume sind zur Form geronnene Gottesdienst- und Frömmigkeitsgeschichte und – will man sie nicht verfehlen – unter dieser Voraussetzung

zu erschließen. In Zeiten jedoch, in denen die Unterscheidung von sakral und profan, von Kirchengemeinde und (politisch-kommunaler) Gemeinde noch nicht bestand, waren Stadt- und Dorfkirchen wie selbstverständlich öffentliche Orte. Die Kirchen hatten auch kommunale Aufgaben zu erfüllen. Der Kirchenbau – und auch dies läßt sich in den alten Bauten entdecken – zeigt Kirche in ihrer gesellschaftlichen Funktion, die ihre Tore nicht vor den Belangen der Gesellschaft verschloß. Die Kirchen waren »Schauplätze einer über Generationen dauernden Präsentation und Performance des Himmlichen und Weltlichen, Welt-Bilder und Schlafplätze, öffentliche Räume und Friedhöfe – die mittelalterlichen Kirchen waren komplexe sozial-räumliche Ereignisse«¹⁴.

Könige und Fürsten hatten ihre Emporen und Logen, der Rat sein Gestühl, die Zünfte ihre Altäre und Stiftungen. Die Marktkirchen waren zugleich öffentliches Forum, auf dem für das Gemeinwesen (»Gemeinde«) Wichtiges abgekündigt und »abgekanzelt« wurde. Oft waren Kirchen mit ihren dicken Mauern Teil des städtischen Verteidigungs- und Zufluchtssystems, und der Türmer mit den Glocken wachte für alle über der Stadt. Noch J.S. Bach hatte für die Leipziger Nikolaikirche wie selbstverständlich auch »Ratswahlkantaten« für entsprechende Gottesdienste zu verfertigen. Auf holländischen Kirchenbildern der gleichen Zeit sieht man unter gotischen Gewölben neben Predigthörern auch Marktfrauen mit Körben, Hunden usw., dazu Bürger im leidenschaftlichen Gespräch vermutlich nicht nur über geistliche Dinge. Solche – hier lediglich angedeuteten Funktionen – haben den Kirchenbau vielfältig mitgeformt und ihn zum generellen Ausdruck von Zeiterfahrung und gesellschaftlichem Alltag werden lassen. Kirche war noch vor wenigen Jahrhunderten nie lediglich sonntägliche Veranstaltungskirche mit ansonsten geschlossenen Türen. Punktuell und partiell ist in den siebziger und achtziger Jahren dieses Jahrhunderts dieser alte öffentliche Funktions-Zusammenhang von Kirche in der Friedensbewegung, im Konziliaren Prozeß und der »DDR-Kerzenträger-Revolution« um 1989 wiederhergestellt worden, wo nicht selten gerade die alten Großkirchen Orte von Hoffnung und Fürbitte, Klage und Protest, Meditation und Information wurden. Der Satz von der »Liturgie als Bauherrin der Kirche« kann daher nur in einem erweiterten Sinn Gültigkeit beanspruchen.

Kirchenbau ist die öffentliche symbolische Darstellung von Inhalten christlichen Glaubens und ihrer Praktizierung in lebensweltlichen Zusammenhängen. Das Paradigma »Situation – Tradition« läßt sich an ihm exemplifizieren. Jede Zeiterfahrung, soziale Situation und spezifische Funktionsaufgabe eines Kirchenbaus wirkt auf seine Baugestalt ein. Deshalb gibt es trotz gelegentlicher restaurativer Normierungsbestrebungen zwar übergreifende formale Zusammenhänge, aber keine Uniformierungen und lediglich vervielfältigende Wiederholungen von Kirchenbauten. Wie jede Bauform Ausdruck von Zeiterfahrung ist, so gibt die Raumgestalt zugleich spezifische Gestaltungschancen und -grenzen für das vor, was in den Räumen

14 Chr. Radeke, Das ungewohnte Alte. Wahrnehmungsmuster klingender Räume, in: Kunst und Kirche 1 (1995) 16.

geschieht. Gottesdienste und andere Kommunikationsformen sind daher immer auch das, was konkrete Räume aus ihnen machen.

Derartige Feststellungen haben nicht nur Bedeutung für die Interpretation historischer Kirchenbauten aufgrund damaliger geistiger und sozialer Zusammenhänge, sondern auch für heutige Nutzungen, gottesdienstliche Gestaltungen, pädagogische Projekte und Bildungsaufgaben. Kirchenräume sind geeignete Lernräume nicht nur für Sonntagsgemeinde, Christenlehre- und Konfirmandengruppen, sondern auch für Öffentlichkeit, für Schulen, für Religions- und Geschichtsunterricht, für Dorf- und Stadtteilerkundung, weil sich in derartigen Bauwerken unsere Kulturbio-graphie generell, gesellschaftliche Wertvorstellungen, Lebensgestaltungen und Voraussetzungen für unsere Gegenwart im umfassenden Sinn zeigen. Wer sich erkundend auf solche Bauten einläßt, bekommt es nicht nur mit Kirche zu tun – und kann ihren Inhalten dennoch nicht ausweichen.

Erkundend auf Kirchen einlassen: Welche Kriterien, Herangehensweisen und methodischen Möglichkeiten legen sich unter dieser Voraussetzung nahe, wenn das in den Bauwerken Verfestigte einer fernen Zeit von jungen Menschen heute erschlossen werden soll, um dabei relevante Erfahrungen zu ermöglichen. Wenn Kirchenbauten als Bedeutungsträger zu verstehen sind, die Liturgie und situative Theologie im erweiterten Sinn und soziale Funktionen von Glauben und Kirche im Gemeinwesen zu Gestaltung und Form verdichteten, sind die eingangs am Beispiel Meißner Dom gezeigten drei Erkundungstypen mit ihren Dilemmata und kreativen Lernchancen jetzt in einen umfassenderen Zusammenhang zu stellen. Zwei Kriterien grundsätzlicher Art, die didaktische Bedeutung besitzen, sind hierbei besonders zu bedenken: Kirchenraum als *Differenzerfahrung*, *Fremde und Befremdung* (1), als *Bewegung und Begehung* (2):

1. Differenz, Fremde und Befremdung

Die Kirche als Institution mit ihren Inhalten kann trotz (gelegentlich) geöffneter Portale in der Gesellschaft immer weniger mit vorlaufendem Einverständnis rechnen und ist – nicht nur in Ostdeutschland – selbst als bloßes Kulturwissen weitgehend nicht mehr präsent. Diese mit Vorurteilen durchsetzte Fremdheit wäre für unser Thema nicht als Defizit zu beklagen und durch informierenden Redeeifer lediglich zuzuschütten, sondern als motivierender Stachel für schöpferische Entdeckung einzusetzen. Vorschnelle Aktualisierungen, Einverständnisse und Eingemeindungen des Vergangenen übersehen den Abstand der Zeiten und werden weder der Sinnebene alter Kunst noch heutigen Jugendlichen gerecht. H. Rumpf u.a. machen darauf aufmerksam, daß dort, wo »Inhalte der Widerständigkeit und des Stachels der Fremdheit beraubt (werden), ver-

schwinden«. Deshalb sind »schnelle Vertrautheiten zu zersetzen und Fremdheiten, Fernen spürbar zu machen.«¹⁵ Selbst wenn die Jugendlichen aus Konfirmanden-, Christenlehre- und Religionsunterrichtsgruppen kommen, sind sie nicht die Zeitgenossen der damaligen Baumeister und Gottesdienstbesucher. Was ihnen in den Formen des Kirchenbaus begegnet, ist ihnen trotz möglicher Vertrautheit letztlich fremd. Deshalb ist jene Lernkultur gefragt, die Differenzerfahrung aushält und offenkundig macht, »die glatte und zu schnelle Lernwege bewußt unterbricht, Religionsunterricht also auch als Ort einer ›produktiven Verlangsamung‹ ansieht. Das bedeutet auch Verzicht auf Stofffülle und auf eine einseitige Vermittlungshermeneutik, die nur daran denkt, viele Lernstoffe möglichst schnell an die Kinder heranzubringen.«¹⁶ So sind jene Erschließungsformen naheliegend, die mit Stichworten wie »Entdecken und Erkunden«, »Berührt sein durch Berühren«, »Begreifen durch (Be-)Greifen« verbunden sind. Methodenangebote, die als (Unter-)Suchen, Forschen, Befragen, Vergleichen, Rekonstruieren und Experimentieren angelegt sind, entsprechen dem.

»Kinder und Jugendliche verhalten sich ... aktiv und neugierig gegenüber der Umwelt und Unbekanntem: Sie wollen etwas herausbekommen, etwas ausprobieren, neue Erfahrungen machen, sich in handelnden Bezug setzen zur Umgebung, zu allem, was um sie herum geschieht. Das sind die natürlichen Lern- und Aneignungsimpulse, die »intrinsischen Motivationen«, die der Kindheit und Jugend eigen sind und die ein bedeutendes, auch für die Gesamtgesellschaft wichtiges Potential darstellen. Daran gilt es methodisch anzuknüpfen.«¹⁷

Da in den Kirchen die Gegenstände in authentischen Funktions- und Bedeutungszusammenhängen wahrgenommen werden können und nicht wie zumeist im Museum diesen entnommen und oft unter distanzierendem Glas lediglich zur Schau gestellt werden, kommt dieser Begegnungschance im Kirchenraum hohe pädagogische Bedeutung zu. Sie ist darin zugleich – auch in ihrer sperrigen Fremdheit – eine ästhetische Alternative zu allem zubereitet Mediatisiertem, den Surrogaten von originärer und authentischer Wirklichkeit in der Bilderflut des täglichen Flimmerkonsums. Fremdheit, Authentizität und Verlangsamung, die gegenstandsbezogene Aktivitäten freisetzen und damit in der Verfremdung Auseinandersetzungen bewirken können, werden hierbei zu einer pädagogischen Genkultur.

15 H. Rumpf, Die Dinge und die Sinne. Zur Entdomestizierung der Kulturarbeit, in: R. Degen u.a. (Hg.), Mitten in der Lebenswelt. Lehrstücke und Lernprozesse zur 2. Phase der Gemeindepädagogik, Comenius-Institut Münster 1992, 127.

16 G. Hilger, Religionsunterricht und Ästhetik, in: Kat. Bl. 121 (5/1996) 318.

17 Weschenfelder/Zacharias, Museumspädagogik, 157.

In der Nürnberger Lorenzkirche erkunden Schülerinnen und Schüler die Maße des Raums. Sie entdecken hierbei, daß bloße Meterangaben keinen Bildungssinn besitzen, jedoch als Verhältnisangaben die Geometrie des Raumes aufschließen und seine Zahlensymbolik auf theologische Inhalte verweist. Solche Erkundungsergebnisse zeigen ein uns fremdes Verständnis von (gebauter) Theologie als Mathematik, das Sinn macht, weil es dem Bau-Sinn mittelalterlicher Kirchen auf die Spur kommt.¹⁸ – Oder: Wenn der geistige Wegbereiter der Gotik, Reichsabt Suger von St. Denis, um 1150 anlässlich der Weihe seiner Kirche schreibt: »In der Mitte nämlich erhoben sich zwölf Säulen, die die Anzahl der Apostel vorstellen, in zweiter Linie ebenso viele Säulen der Seitenschiffe, die die Zahl der Schar der Propheten bezeichnen ...«¹⁹, und er dies auf Eph 2,19-22 bezieht, so verfehlt solche Bauten, wer lediglich die formalen Stil- und Jahresangaben zu derartigen Bauteilen zu benennen weiß. Ergebnisse der »Architekturexegese« zeigen wie in diesem Fall den ursprünglichen Bausinn – gleichgültig, ob derartige Zahlensymbole die programmatischen Voraussetzungen für die Baumeister waren oder umgekehrt das Gebaute nachträglich in diesem Sinn theologisch interpretiert wurde. Es lohnt sich, solche Zusammenhänge wie die von Abt Suger benannten aufspüren zu lassen, weil hierbei sinnfällig wird, daß Kirche dadurch zur Kirche wird, indem sie gleichsam von den Aposteln und Propheten gestützt und getragen wird.

Die Formen, Zahlen und Farben der alten Bauwerke besitzen eine uns zunächst fremde Sinn-Tiefenschicht. Ihr können bereits Kinder auf die Spur kommen, wenn sie etwa durch Vergleiche, durch Erkundungsfragebögen, Arbeitsblätter²⁰ und Suchspiele Impulse erhalten oder von den Formen selbst festgehalten werden, sich in sie vertiefen und sich dazu äußern.

»In meiner langjährigen museumspädagogischen Tätigkeit im Bereich der mittelalterlichen Kunst ... habe ich die Erfahrung gemacht, daß entgegen meiner Vermutung Kinder (vor allem bis zur Pubertät) leichter Zugang zu dieser Kunst finden als Erwachsene ... Ihre Beobachtungsgabe ist noch nicht getrübt durch das Wissen über die Bilder. Sie treten der Kunst unbefangen und direkt gegenüber, nehmen Einzelheiten wahr und »bewegen« sich selbstverständlich im Bild. Ebenso fällt es ihnen noch leicht, hintergründige Bedeutungen des Dargestellten zu erfassen und zu benennen ... Dieses tiefe Wissen um die inneren Zusammenhänge behutsam ins Bewußtsein zu heben, ist meine Hauptaufgabe. Es geht dabei nicht darum, Informationen über allgemeine Bedeutungen der Farb- und Formsymbolik zu vermitteln. Diese Kenntnisse allein führen nicht tiefer ins Bild hinein. Dies geschieht nur, indem der Betrachter z.B. seine subjektiven Farberfahrungen einbringt. Für mich als Pädagogin bedeutet das, Methoden zu entwickeln, die über den kognitiven Zugang hin-

18 Vgl. W. Dörfler, Das Gotteshaus – ein Haus Gottes? Gedanken über Unterricht mit der Nürnberger Lorenzkirche an einer ev. Schule, in: J. Bohne u.a. (Hg.), Die religiöse Dimension wahrnehmen, Comenius-Institut Münster 1992, 91-100.

19 G. Binding, Zum Architekturverständnis bei Abt Suger, in: G. Binding und A. Speer, Mittelalt. Kunsterleben nach Quellen des 11.-13. Jh., Stuttgart/Bad Cannstatt 1994, 190.

20 Solche Arbeitsblätter sollten weniger auf das Einsammeln formalen Sachwissens ausgerichtet sein als vielmehr den Forscherdrang des Kindes unterstützen, problembezogen dem Sinn der Gegenstände nachzuspüren. Vgl. in diesem Sinne Weschenfelder/Zacharias, Museumspädagogik, bes. 219ff; I. Hansen und A. Rieck, Kirch-Spiel-Raum Hamburg, in: ru (24.) 2/1994 (Themenheft: Kirchen erkunden – Kirchen erleben), 56-58.

aus die Erlebnisfähigkeit des einzelnen wecken und Betroffenheit auslösen, ohne persönlich dem einzelnen Kind zu nahe zu treten.«²¹

Der Kontrast unterschiedlicher Stil- und Aussageformen, entdeckbare Raumänderungen in der Baugeschichte und Baunähte, Altes und Modernes im Raum schaffen dabei ein didaktisch fruchtbares Spannungsverhältnis. Die Formen provozieren sich gegenseitig – und (hoffentlich) auch die Betrachter – und zeigen unterschiedliche Zeitsituationen. Wie man damals glaubte, lebte und zum Tode stand, wo die Biographie des Kirchenbaus bis in die Gegenwart besonders in Erscheinung tritt, worauf die Attribute der Figuren verweisen usw., läßt sich erkunden, narrativ stützen und mit heutigen Erfahrungen vergleichen.

2. *Bewegung und Begehung*

Die Kirchenbank ist ein junges, durchaus problematisches Produkt der Kirchenbaugeschichte. Einerseits ist das Gestühl räumliches Zeichen für die Bedeutung der Gemeinde im Gottesdienst – in der frühen Kirche saß nur der Bischof, die Gemeinde stand. Andererseits wurde die unbewegliche Kirchenbank zum Symbol des »Festsitzens«, die variable liturgische Gestaltungschancen im Raum buchstäblich verstellt. Dennoch können die so vollgestellten Kirchen den Eindruck kaum verwischen, daß die alten Räume zumeist anders gemeint sind und anders gebraucht wurden. Die Grundform des abendländischen Kirchenbaus, die Basilika, ist Richtungs- und Bewegungsbau. Gottesdienst als »Weg ins Leben« (M. Josuttis) ist buchstäblich Weg. Statt Hören und Sitzen gilt Begehung und Bewegung – weil die Sache in Bewegung versetzt und sich entsprechende Formen sucht.

Kirche war in mehrfacher Hinsicht Beweg-Ort, worauf hier nur andeutungsweise verwiesen werden kann: Die Ostung des Raums mit seinen Fensterzonen sprengte seine Abgeschlossenheit und machte ihn transparent für die Jerusalem-Symbolik, die Heiliges Grab und Ostern präsent machte. – Oder: Der Einzug von Bischof und Priestern (Portale) durch das Schiff und das »Kyrie« derer am Wege (in den Seitenschiffen) ließen den Gottesdienst selbst zur Beweg-Handlung werden. Später zeigten etwa Portale mit den klugen und törichten Jungfrauen in Magdeburg u.a., daß man den zur Hochzeit kommenden Bräutigam (Mt 25,1-13) als durch das Portal Einziehenden unmittelbar erwartete. Weiter: Bis über das Mittelalter hinaus wird in geistlichen Spielen – etwa Passions- und Osterspielen – die ganze Stadt mit ihren Kirchen samt Umgebung zum gottesdienstlichen Schauplatz von Begehung und Bewegung. Alte und neue Formen von Wallfahrt oder durch Stichworte wie Taizé und Kirchentag ausgelöste Bewegungen scheinen Chr. Bizers generelle These auch hierfür zu bestätigen: »Die christliche Religion wird heute primär über ›Begehung‹ ge-

21 G. Harrassowitz, RU im Museum. Im Bilde sein. Schriften des Kunstpädagogischen Zentrums im Germanischen Nationalmuseum Nürnberg, Abt. 1, Nürnberg 1994, 8.

lernt.«²² Vermutlich lebt hiervon sogar die in der Jugendkultur verbreitete Sehnsucht nach dem Ursprünglichen als Reise in ferne Erdregionen oder in die Religionsaura Asiens. Und die Reiseunternehmen kommerzialisieren diese Sehnsucht als Ferientourismus mit seinen säkularisierten Glücksverheißungen.

Kirchen, die als Bewegungs- und Handlungsräume konzipiert sind, sollten auch so erschlossen werden. Sich frei bewegen können und nicht bereits am Eingang in schulische Sitz- und Zuhörhaltung gebracht zu werden, erfahren Kinder als Befreiung. Wer ihnen Zugänge ermöglichen will, muß ihnen Zugehen ermöglichen.

»Die Schüler durchstreifen das Kirchenschiff auf eigenen Wegen, testen mehrere Plätze und suchen einen Lieblingsplatz ... Wohin schaue ich, zu welcher Gangart lädt mich der Raum ein, was möchte ich hier am liebsten tun?«²³ Heutige Seh- und Erlebnisinteressen werden hier nicht lediglich geduldet, sondern geradezu herausgefordert und auf den Raum bezogen. Er läßt vieles zu, schließt manches aus und nötigt zur »Entdeckung der Langsamkeit« (S. Nadolny) und dabei zur Genauigkeit des Empfindens. Mit jedem Schritt zeigt sich mir der Raum in anderer Perspektive. Hier klingt alles anders. Mit den Füßen und mit Tönen wird der Raum ausprobiert. Handglocken verschiedener Größe waren verteilt worden. Jeder bekommt dazu eine Nummer. Wir suchen verschiedene Stellen im Raum aus und schlagen nach der Zahlenfolge die Glöckchen an. Jeder gibt seinen Ton – und die Weite des Raums klingt mit. Jetzt bin ich mir wieder selbst überlassen: Was interessiert mich? Was könnte ich anderen erklären? Worüber möchte ich mehr wissen? Farbkärtchen waren ausgegeben worden. Die sollten wir im Raum dorthin legen, wo wir Erklärungen wünschen. Nach einer halben Stunde gingen wir in der Gruppe die Kärtchenstationen ab. Die Leiterin mußte jetzt nicht aufsagen, was ihr wichtig ist, sondern was wir wissen und sagen wollten und dies mit den Kärtchen markiert hatten. Und dann stellten wir uns zu viert gegenüber und spielten mit den ausgestreckten Armen das gotische Gewölbe nach. Da merkte man, wie die Lasten abgefangen werden und die Gotik funktioniert. Und die Pfeiler muß man mit mehreren regelrecht umarmen und angreifen, damit man ihre Stärke und Kraft begreifen kann ...«²⁴

Begehen schafft Verstehen. Mit allen Sinnen wird wahrgenommen, nachgespielt und nachgestaltet. Erklärungen, Nachfragen und Einsprüche haben in solchen Zusammenhängen Bedeutung. Sie ergeben sich aus dem, was auffällig und unbekannt ist oder zum Widerspruch reizt. Der Leiter ist hierbei weniger Führer als animateur, Souffleur oder, wenn nötig, zu befragendes Lexikon. Er ist zufrieden, wenn junge Menschen vor oder in den Räumen, auf Türmen und vor Bildern dabei von ihren Beobachtungen und Erfahrungen berichten, sich in das Alte hineinerzählen und das Alte zur Rück-

22 Chr. Bizer, *Kirchgänge in Unterricht und anderswo. Zur Gestaltwerdung von Religion*, Göttingen 1995, 183.

23 G. Donath, *Wem gehört die Kirche*, in: *Die Kirche* 50/1993 (12. Dez.), 5.

24 Derartige Praxiserfahrungen wurden in zwei Tagungen von E. Grünwald, I. Hansen, G. Harrassowitz, C. Kürschner u.a. eingebracht, zu denen das Comenius-Institut Münster/Berlin 1994 und 1995 nach Eisenach und Hannover einlud. Eine Buchveröffentlichung zu »Lernort Kirchenraum« (R. Degen und I. Hansen [Hg.]) befindet sich in Vorbereitung.

frage und Erfahrungserweiterung an sich herankommen lassen. In oft provokativer Weise wird dieser Dialog zwischen Tradition und Situation dadurch gestützt, daß moderner Kirchenbau mit alten Bauten verglichen oder das – besonders in Großstädten – moderne Bau-Umfeld alter Kirchen in die Beobachtungen und Erkundungen einbezogen wird.

Das Durchgehen von Formen vergangener Zeit wird dort nicht zur Verabschiedung von Gegenwart, wo auch in alter Baugestalt die Benutzungsspuren des Lebens und Zeichen heutigen Glaubens zu entdecken sind. Wo hingegen die Gestaltungsgeschichte irgendwann endet, der Beitrag jüngerer Generationen im Kirchenraum fehlt und sie keine Zeichen hinterlassen haben, muß vermutet werden, daß sie nichts zu sagen hatten oder Spätere meinten, ihre Spuren auslöschen zu müssen. Möglicherweise stoßen Jugendliche in den Kirchen auch auf solche Rede- und Schweigezeiten unterschiedlicher Generationen und können dies thematisieren. Im Erkundungsrundgang läßt sich außerdem entdecken, wie manche Generation die Kirche um- und ausgebaut, Stilbrüche in Kauf genommen, bei Renovierungen den Bau anders aufgefaßt und nach Kriegen in anderem Zeitverständnis neu errichtet hat. Insofern ist Kirchenbaugeschichte nicht nur restaurative Bewahrung des Überlieferten, sondern in sich selbst kritische Auseinandersetzung. Manche Generation widersprach der vorigen und brachte mit neuen Formen auch (überlieferte) Inhalte auf andere Weise zur Sprache. Weil Kirchenbaugeschichte in diesem Sinne immer auch Widerspruchsgeschichte ist, verhalten sich Gemeinden, Kinder und Jugendliche heute angemessen, wenn sie den überlieferten Räumen nicht lediglich zustimmen, sondern sich mit ihnen auseinandersetzen können.

In der bisherigen Praxis derartiger Kirchenerkundung scheinen soziale Betrachtungsperspektiven und gesellschaftliche Frageinteressen bisher unterentwickelt zu sein.²⁵ Wo zeigen sich der Alltag und die Lebenswelt der damaligen Dorf- und Stadtbewohner, der Mönche im Kloster mit seinen Wirtschaftsgebäuden? Wie äußert sich die soziale Struktur der Gemeinde und die Problematik von arm und reich im Kirchenbau? Was sagt er über das Verhältnis von Obrigkeit – Kommune – Gemeinde? Wo weist der Kirchenraum auf politische Verstrickungen der Kirche und Feindbilder etwa antijüdischer Art hin? Was sagt er zur Kriegs- und Friedenthematik? Finden sich in ihm möglicherweise kontroverse Signale und Symbole aus Vergangenheit und Gegenwart auch zu den Themen des Konziaren Prozesses?

25 Vgl. F. Doedens, Kirchen erkunden – Kirchen erleben, in: ru (24.) 2/1994, 41-43.

Zu fragen ist ferner, wie sich die Gruppe, die den Kirchenraum als Gedächtnis der Christenheit erarbeitet, mit ihren Einsichten, Fragen und Antworten hierzu selbst in dieses Gedächtnis einbringt. Hinterläßt sie bildnerische Spuren ihrer Beschäftigung, die im Kirchenraum zumindest auf Zeit verbleiben und zeigen, wie diese Kirche mit jungen Menschen unserer Zeit »arbeitet«? Die heute oft kahlen Wandflächen alter Kirchen waren einst meist mit Altären, Bildern und Wandteppichen reich ausgestattet. Viele dieser Räume halten es aus, wenn bildnerische Techniken unterschiedlicher Art erkennen lassen, auf welche Weise sich heute mit ihnen auseinandergesetzt wird. Der Kirchenraum könnte dieser Auseinandersetzung Dauer verleihen und sie öffentlich machen. Möglicherweise wächst aus solcher Auseinandersetzung auch ein Gestaltungsimpuls, den die Gruppe in gottesdienstliche Zusammenhänge einbringen könnte: in Großkirchen als Bewegung und Begehung, als Umgang und Stationengottesdienst, als »Exodus« und »Landnahme« aus konventionellen Kirchenbankgewohnheiten heraus, um den vertrauten Raum neu zu erleben und in dieser Befremdung – verbunden mit Bewegung, Text und Musik – ihm auch inhaltlich neu auf die Spur zu kommen.

Abstract

Churches built centuries ago and often rebuilt are to be seen as Christendom's memory. Containing a wealth of forms, colours and numerical ratios they transport meaning which refers to contents. At the same time, former social relations can be discovered in these historical rooms. Thus, in contrast to museums, churches are to be seen as scopes of faith and as readable texts of life in an inclusive meaning and are to be opened for today's people. The strangeness of their language may be facilitating for existential ascertainties and experiences. Being built as rooms for movement and (liturgical) traversing, they are to be understood by an integral perception rather than by explanation.

Für das hier vorliegende »Ausgangspunkt« sind folgende Aspekte und Verweise hervorzuheben:

Ausgangspunkt der Kirche meint die Leistung aus verpflichtenden, verbindlichen Bedingungen, auf politischer und religiöser Präkonditionierung und traditioneller Auftragstruktoren. Bei allem im Zuge von Aufklärung und Säkularisierung verweisen sich für die Kirche aber

1. Hans-Joachim Zentgraf: Tempel und Museum. Theologische Symbolik. Paderborn: Schöningh, 1979.

2. Dieter Roth: Vierter Raum. Die Architektur der Kirche im Theozentrischen und im Antizentrischen. In: Hans-Joachim Zentgraf (Hrsg.): Tempel und Museum. Theologische Symbolik. Paderborn: Schöningh, 1979, S. 115. Roth stellt die Architektur der Kirche in den Kontext der Aufklärung und Säkularisierung.